

Musik als Kultur

Autor(en): **Scheel, J.G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sinfonia : offizielles Organ des Eidgenössischen Orchesterverband = organe officiel de la Société fédérale des orchestres**

Band (Jahr): **5 (1944)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-956076>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

das Publikum muß mühelos folgen können. Versteht es keinen Text, so schläft es. 8. Begleite den Sänger stets so, daß er ohne Anstrengung singen kann. 9. Wenn du glaubst, das äußerste Prestissimo erreicht zu haben, so nimm das Tempo noch einmal so schnell. 10. Wenn du dies alles freundlich bedenkst, wirst du bei deiner schönen Begabung und deinem großen Können stets das unge-
trübte Entzücken deiner Hörer sein.

Musik als Kultur*

Von Dr. J. G. Scheel.

Das Wort Kultur möchte man heute am liebsten in Anführungszeichen setzen. Es ist uns manchmal, als ob dieser Begriff zu etwas Entschwundenem gehöre, zu einer Kostbarkeit, die einmal war. In Zeiten, in denen das sichtbare Leben scheinbar alle Kräfte benötigt, die der Tyrannei des Willens untertan gemacht werden können, in denen die Hochzucht des physischen Muskels das Ideal verkörpert: in all diesen Zeiten redet man immer wieder von einem Rückgang der Kultur. Zum Troste können wir annehmen, daß viele unter dem Begriff «Kultur» nur Ruhe und Wohleben verstehen, symbolisiert durch Prunkwerke der Kunst. Sie vergessen dabei, daß alles, was mit dem Begriff «Kultur» zusammenfällt, nicht eine Sache der Lebensperipherie ist, sondern ein Ausdruck der Lebenstiefe. Diese Tiefe hat ihre Anker versenkt in dem Urgrund des Seins. Doch nicht das Seiende ist ihr Genüge, sondern das immerwährende Werden. Dieser schöpferische Trieb quillt aus der Seele, die die Kultur aller Kultur ist. Ihre Kräfte können zu solchen Taten entflammen, daß sie nicht nur über den Schaffenden hinauswachsen, sondern auch über die Zeit. So entstehen Werke und Taten, die der Menschheit in allen Generationen Führer sind im Glauben an das höhere Leben. Aus allen Jahrtausenden spricht uns eine Kultur an; denn jede echte Kultur wahrt die Pietät der Tradition und wird so zum Bande, das die Völker und Nationen umschlingt.

Die Musik ist eine der lieblichsten Töchter der Kultur. Ihr erster Dienst galt der Gottheit. Vornehmlich die Menschenstimme wurde für würdig befunden, dem Erhabenen Ausdruck zu geben. Von den Tempeln aus eroberte sie sich die öffentlichen Plätze der Städte und kehrte zuletzt ein in jedem Hause. Sie wurde zur treuesten Begleiterin des Menschen und zum ersehnten Gaste in der Gemeinschaft des Schmerzes und der Freude. In der Teilnahme am Gesang und am Musizieren werden wir von den Kräften des Gemütes höhergehoben, befreit von so vielem, das uns wie eine Last bedrückt. Wir sehen wieder die Weite des Horizontes und fühlen, wie unsere Kräfte einer seligen Beschwingtheit teilhaftig werden.

Dabei müssen wir aber doch bedenken: Die Werke der Baukunst sind vor uns aufgestellt und bedürfen keines weiteren Zutuns, um in ihrer gewaltigen Sprache auf uns zu wirken. Skulpturen und Gemälde sind stumme und doch so beredte Zeugen der Kultur oder Unkultur eines Volkes. Auch sie be-

nötigen nicht unsere Hilfe, sondern nur unser offenes, empfängliches Gemüt. Wie anders in der Musik! Die großen Meister der Tonsprache haben oft unendlich gerungen, bis das innere Erfülltsein sich zum Bilde gestaltete. Im weitem mußten sie sich einer Schrift bedienen, die in ihrer Unzulänglichkeit ihnen stets Hemmungen auferlegte. War auch dieses überwunden, so galt es, daß Musiker, Dirigenten, Orchester und Chöre sich des Werkes annahmen, sich in dasselbe einfühlten, um im Nachschaffen es zum Leben zu erwecken. Damit war aber der Berg der Erfüllung noch nicht erstiegen.

Ein Bild kann ich betrachten, so lange und so oft es mir Bedürfnis ist. Ich kann mir Zeit lassen, bis ich aller seiner Wunder teilhaftig geworden bin. Anders in der Musik. Hier gibt es kein Verweilen. Unaufhaltsam fließen die Wogen des Orchesters oder des Chores. Auch in scheinbarer Stille gleiten sie vorüber. Ueber den Zuhörer muß sich ein Bann legen, der sich keinen Augenblick lösen kann. Neben der technischen Erfüllung muß der ausführende Klangkörper vom Werke so erfüllt sein, daß sich dieses Fluidum auch auf die Hörergemeinde überträgt. Schon während des musikalischen Unterrichtes muß die Vorbereitung getroffen werden, diesen späteren Aufgaben entgegenzureifen. Das Musizieren soll nicht damit sein Ende finden, daß man ein persönliches Bedürfnis erfüllt, sondern es muß als freudige Pflicht aufgefaßt werden, wertvolles Kulturgut lebendig zu erhalten. Unendlich viel ist noch vergraben und verstaubt. Und wie überall, so wollen wir auch hier mit der Jugend beginnen und sie begeistern für die Musik, damit die harte Wirklichkeit gemildert werde durch den Schmuck dieser edlen, himmlischen Kunst.

* Aus: J. G. Scheel: «Grundlagen für den Gesangunterricht», mit freundlicher Bewilligung des Verlages A. Francke AG., Bern.

Von Musik und Musikern

Von der Tonleiter. Vor etwa 900 Jahren starb zu Avelane in Umbrien der Mönch Guido, der Erfinder der heutigen Notenschrift mit den fünf Linien und ihren Intervallen. Nach langer Wanderschaft, die ihn durch Frankreich, England und Deutschland führte, wurde er in seiner Heimat Gesanglehrer. Um nun seinen Schülern die Tonleiter und das Singen der Noten beizubringen, bezeichnete er letztere mit den Silben: «Ut — re — mi — fa — sol — la — si.» Das waren nämlich die Anfangsilben eines damals sehr bekannten Liedes, mit welchem die Sänger den Heiligen Johannes um Hilfe gegen Heiserkeit anflehten:

Ut queant laxis — resonare fibris
mira gestorum — famuli tuorum
solve polluti — labii reatum
Sancte Johannes